

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 16 (1910)

Artikel: Aus Gottlieb Jakob Kuhns "Fragmenten für meine Kinder"
Autor: Stickelberger, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-128552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Gottlieb Jakob Kuhn's „Fragmenten für meine Kinder.“

Von Dr. H. Stickelberger.

Das Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft in Bern für das Jahr 1910 enthält meine Biographie des Volksdichters Gottlieb Jakob Kuhn, deren Hauptquelle seine „Fragmente für meine Kinder“ sind. Da diese handschriftlichen Aufzeichnungen, begonnen im August 1815, abgeschlossen im Oktober 1842, ein gutes Stück Berner Geschichte enthalten und uns den Berner Theologen zum Teil als Mithandelnden zeigen, so eignen sich einzelne Stücke daraus zur Veröffentlichung, besonders solche, die sich durch lebendige Darstellung auszeichnen, so der Abschnitt über die Revolution von 1798.

In der Voraussetzung, daß Kuhn's Leben nicht allen Lesern bekannt sein wird, bringe ich hier die wichtigsten Tatsachen in Erinnerung, mit Hervorhebung derjenigen, die für die ausgewählten Kapitel von Wichtigkeit sind.

Gottlieb Jakob Kuhn wurde am 16. Oktober 1775 in Bern geboren als jüngerer Sohn des kinderreichen Buchbinders und Standesweibels Jakob Kuhn (1732 bis 1793) und der Marianne geb. Dufour von Montreux. Nachdem der Knabe die Vorschule, die Literarische Schule und das Gymnasium academicum durchlaufen hatte, kam er 1790 an die theologische Lehranstalt, die drei Abteilungen, Eloquenz, Philosophie und Theologie, umfaßte. Als er in die zweite vorgerückt war, benötigte

ihn der Tod seiner Eltern, eine Hauslehrerstelle bei Oberstl. Daniel Samuel Rodt, Landvogt in Trachselwald, anzunehmen, dessen Sohn Rudolf, der 1802 als Student der Medizin in Genf starb, er unterrichtete. Daneben hatte er die Kornhäuser zu überwachen und sich auf die Semesterprüfungen vorzubereiten, die er, obgleich er den Vorlesungen fern geblieben war, jeweilen gut bestand. Mit der Familie des Landvogts verband ihn bald mehr als das dienstliche Verhältniß; mit dem Sohne befreundete er sich, und die Eltern bezeugten ihm bis an ihr Ende ihre Anhänglichkeit. Die Dienstherrin, eine geborene Marianne Manuel, schliff die harten Ranten im Benehmen des Handwerkerssohnes ab.

In den Revolutionstagen des Jahres 1798 leistete der Student seinen Gönnern wesentliche Dienste, da er im Gegensatz zu dem Hausherrn, der ganz den Kopf verloren hatte, seine fünf Sinne beisammenhielt; ja er wollte sich den Bewaffneten, die am 5. März die Räumung des Schlosses verlangten, widersetzen, wurde aber von den Damen zum Nachgeben gezwungen. Er selbst stand bewaffnet bei der Kutsche, in welcher der Landvogt und seine Angehörigen saßen, hinten auf und verhinderte durch seine Gegenwart, daß die Kugeln in den Wagen drangen; denn er hatte sich durch sein leutseliges Wesen beim Landvolke beliebt gemacht. Unter den Flüchtlingen befanden sich auch die Landvögtin Rodt von Nyon, die Gemahlin Otto Emanuel Rodts, geb. Katharina Elisabeth Sinner, und ihre Tochter, die sich beim Einmarsch der Franzosen ins Waadtland nach dem Emmental geflüchtet hatten. Während der Fahrt kam noch der im Grauholz verwundete Sohn des Landvogts von Neuf, Bernhard Emanuel Rodt,

Artillerieoffizier, hinzu, der sich später durch seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten bekannt machte und 1848 starb. Nach der Flucht der Familie wurde am 6. März das Schloß geplündert¹⁾, und als sie bei ihrem Landhaus am Melchenbühl anlangte, fand sie dieses ausgeraubt. Der Gram über den Untergang des alten Bern zog dem Jüngling ein langwieriges Gallenfieber zu. Bei seinen Schwestern wohnend, betrieb er übrigens mit Eifer seine theologischen Studien; daneben gab er Privatstunden, so dem Waadtländer Alexander de Rovéréa, der 1813 als englischer Oberst bei Vittoria in Spanien fiel, dem Sohne des bernisch gesinnten Ferdinand de Rovéréa, des Anführers der „romanischen Legion“.

Am 14. Dezember 1798 ordiniert, wurde Ruhn 1799—1806 Vikar in Sigriswil als Nachfolger seines fünfzehn Jahre älteren Bruders Johann Rudolf (1760—1827), von dem der jüngere mehrere mundartliche Gedichte seiner eigenen Sammlung einverleibt hat; jener war nach langer Wartezeit Pfarrer in Lengnau geworden. Das prächtig gelegene Bergdorf über dem Thunersee, in dem Gottlieb sieben schöne Jahre zubrachte, ist die eigentliche Wiege seiner Volkslieder, über deren Entstehung sich die „Fragmente“ in höchst lehrreicher Weise verbreiten.

Sein erstes mundartliches Gedicht war der „Rühreihen. 1798“: „Bueb, mir weh uf d's Bergli trübe“, wozu er die Melodie selbst verfaßte. Noch andere politische Lieder, wie „Der Muß“, waren eine Frucht jener aufgereg-

¹⁾ Vgl. H. Türlér, „Die Plünderung bernischer Schlösser im Frühjahr 1798“ (Berner Taschenbuch für das Jahr 1893—94, S. 216).

ten Zeit. Komponiert wurde dieses von Werkmeister Karl Gabriel Haller (1766—1814), dem Schwiegersohn des Münsterpfarrers David Müsli (1747—1821), dessen Frau eine Tochter des Pfarrers Emanuel Rohr in Sigriswil (1725—1807) war. Vorstehende Abbildung stellt nach der Erklärung des frühern Besitzers, des verstorbenen Berchtold Haller (1838—1903)¹⁾, Urgroßvater, Großvater und Enkel dar, nämlich den alten Pfarrer Rohr in Sigriswil, dessen Eidam Pfarrer Müsli und das Söhnchen des Werkmeisters Haller, den nachmaligen Baumeister Albert Karl Haller, (1803—1855), den Vater Berchtolds. Die photographische Aufnahme besorgte in verdankenswerter Weise Herr Architekt Davinet.

In Sigriswil entstand Kuhns vielgejungenes Lied, „Ha a-n-em Ort es Blüemeli g'seh“. Von ihm bemerkt Pfarrer A. Haller,²⁾ ein Enkel des Werkmeisters, es „soll sich, so sagt eine freilich nicht verbürgte Tradition, eben auf Marianne Müsli bezogen haben“. Diese Annahme wird aber durch die Tatsache unwahrscheinlich gemacht, daß das Gedicht erst im Dezember 1801 entstand, daß aber Mariannens Hochzeit mit Karl Gabriel Haller schon im Jahr 1800 stattfand. Zudem enthalten die „Fragmente“ ein eingehendes Geständnis, wem Kuhns Liebe galt, freilich ohne Nennung des Liedes. Die Angebetete war Charlotte Masse, Tochter des Pfarrers Friedrich Masse in Reichenbach, der 1744 in Thun geboren wurde und 1816 als Pfarrer in Schüpfen starb. In

¹⁾ Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Zürler.

²⁾ Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1899, S. 220, Anmerkung.

Folge einer merkwürdigen Schicksalsfügung fiel sie einem anderen zu und erlag der Geburt ihres dritten Kindes. Der Vikar lernte sie im Juli 1801 auf einer Wanderung durch das Aiental kennen, die ihn auch in das Pfarrhaus von Reichenbach führte und die er in einem besonderen Aufsatz schildert. Die Vertraute von Ruhn's Liebe war seine nachmalige Gattin Elisabeth Wäber von Bern, die Schwester seines Freundes Franz Wäber, der noch als Student der Theologie in Bern starb; von ihm hat Ruhn mehrere Gedichte in seine eigene Sammlung aufgenommen.

Im Frühling 1806 nahm der Vikar nach der Umgestaltung der Schulverhältnisse eine Lehrstelle in Bern an, um seine Giese heimzuführen zu können, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte. Der ältere, Gottlieb (1809—1879), wurde nachmals Pfarrer und Dekan in Mett; er war der Vater des greisen Buchhändlers Ernst Ruhn in Biel (geb. 1845). Vom Lehrer an der Elementarschule rückte der junge Pädagog zum Lehrer an der Klassenschule vor. Geistige Anregung schöpfte er aus dem Umgang mit der Literarischen und der Naturforschenden Gesellschaft. Nachdem er 1804—1810 den „Bernser Sinkenden Boten“ herausgegeben, gründete er mit J. R. Wyß und Fr. Meisner den Almanach „Alpenrosen“ (1811—1830), von dem fast jeder Jahrgang Beiträge Ruhn's enthält: Gedichte, Erzählungen, Landschaftsschilderungen. 1812 veranstaltete er die 2. Ausgabe der Sammlung von „Rühreihen und Volksliedern“, nachdem schon 1806 seine eigenen „Volkslieder und Gedichte“ erschienen waren. Eine zweite Ausgabe seiner „Volkslieder“ stammt aus dem Jahre 1819.

Vorliebe für das Landleben bewog den Theologen,

1812 ins Emmental zurückzukehren, aus dem er 1798 mit der landvögtlichen Familie geflohen war; bis 1824 bekleidete er die Pfarrei Rüderswil. Hier schrieb der Dichter des vielangesprochenen „Hoscho, Gisi“ eine Broschüre gegen den Kiltgang.

Aus Sorge für die Schulung seiner Kinder bewarb er sich um die Pfarrstelle in Burgdorf, die er 25 Jahre, bis an sein Ende, bekleidete. Obschon er am geselligen und geistigen Leben des aufblühenden Städtchens tätigen Anteil nahm, wirkte er doch auch auf weitere Kreise, indem er mehrere Flugschriften über das Reformationsfest von 1828 verfaßte, das ihm dann zu seinem Buche „Die Reformatoren Berns im XVI. Jahrhundert“ Anlaß gab.

Das Jahr 1830 bildet, wie für die allgemeine und die bernische Geschichte, einen Markstein in Ruhs Leben. Die seit dem Umsturz von 1798 in ihm wurzelnde Abneigung gegen jede Art von Revolution brachte ihn in Zwiespalt mit seinen Gemeindegengenossen, war ja doch gerade Burgdorf der Herd der neuen Bewegung. Seine Flugchrift „Mein Volk, deine Leiter verführen dich!“ zog eine heftige Erwiderung von Dr. Karl Schnell nach sich unter dem Titel: „Hütet euch vor den Wölfen im Schafspelz!“ Es ist begreiflich, daß der streitbare Pfarrer auf die Rädelsführer der Umgestaltung, die Gebrüder Schnell, schlecht zu sprechen ist; doch läßt er dem idealsten von ihnen, Professor Hans Schnell, Gerechtigkeit widerfahren. Schmerzlich war es für ihn, daß die leidige Politik ihn auch mit Freunden entzweite, so mit dem bekannten Forstmann und Mitarbeiter an den „Alpenrosen“ Karl Rasthofer (1777

bis 1853), dessen Verdienste ein Denkstein im Rugenpark bei Interlaken verherrlicht.

Ruhns Kampfstellung brachte den sonst beliebten Ortsgeistlichen auch in Konflikt mit den Oberbehörden; das bernische Erziehungsdepartement erteilte ihm eine Rüge wegen politischen Predigens. Da er die Schule immer als Dienerin der Kirche betrachtete, mußte er auch Anfeindungen zweier Lehrer über sich ergehen lassen; doch ist es durchaus unrichtig, daß er aus der Schulkommission von Burgdorf entlassen wurde.

In den vierziger Jahren, als bei dem greisen Dichter eine gewisse Beruhigung eingetreten war, die in der Schlußbetrachtung seiner „Fragmente“ ihren Ausdruck findet, setzten ihn bald die Zeitereignisse wieder in Aufregung, besonders der Zellerhandel. Die vielen handschriftlichen Epigramme sind Zeugen seiner feindseligen Haltung, namentlich gegen das sogenannte Freischarenregiment.

Zunehmende Kränklichkeit nötigte im letzten Jahrzehnt seines Lebens den früher kerngesunden Mann, Bistare zu halten. Der Tod erlöste den Dichter am 23. Juli 1849 von seinen Leiden und von seinem Schmerz um Vaterland und Kirche, einem Schmerz, dem er in vielen Gedichten Stimme lieh. Ein Berner von altem Schrot und Korn tritt uns aus seinen Liedern wie aus seinen Bekenntnissen entgegen. Die Einseitigkeit seiner Anschauungen kann uns nicht verhindern, den warmen Patrioten in ihm zu achten, der durch Erziehung und Lebenserfahrungen ein unveröhnlicher Gegner politischer und kirchlicher Neuerungen geworden war. Seine „Fragmente“ sind geradezu ein klassischer Ausdruck konservativer Gesinnung und voll menschlich warmen Gefühles.

Hier folgen die wertvollsten Abschnitte:

Trachselwald.

Obgleich ich also in einer Kutsche im Gefolge eines Landvogts einherfuhr, so war mein Aufzug doch im Ganzen ärmlich. Meine Garderobe bestand guten Theiles aus abgelegten Kleidern meines Patrons; mein Geld lag an einem kleinen Orte: und meine Lebensart — meine Erfahrung — meine Kenntniße — wie schwer drückte der Mangel an diesem allem den jungen unerfahrenen Laffen! — Aber eben das war mein Glück! Ich sah mich nun ohne alle fremde Hülfe, ganz auf mich selbst reduzirt, und begrif daß ich mir selbst forthelfen müße.

Ich hatte anfänglich vier, und dann fünf Stunden täglich zu unterrichten. Dabey mußte ich die Kornhäuser besorgen. Mir blieb also zum eigenen Arbeiten wenig Zeit und Lust übrig. Denn wer fünf Stunden täglich informirt, ist froh das Freie zu suchen. Mein Zögling, Rudolf Rodt, war ein lebenswürdiger, heiterer Knabe, den ich herzlich lieb gewann, und der auch bis an seinen Tod mir freundschaftlich zugethan blieb. Er wollte nach der Revolution sich der Medezin und Chirurgie widmen, studierte zuerst in Bern, dann in Genf, und starb dort am 9. Aug. 1802 im 19. Lebensjahre!

Eine ältere Schwester Charlotte, schön und lebenswürdig, starb schon 1795 zu Trachselwald, und liegt außen am Chor begraben.

Wohlthätig wirkte in dieser Lage auf mich die freundliche Sorge der Frau vom Hause, die mit Schonung und Milde mich lehrte, warnte, zog und schob bis ich an die anständigen Formen des Lebens mich gewöhnte. Unsäglich vieles hab ich Ihr zu danken, und noch jetzt

stehe ich mit Ihr, die nun auf der Welt ganz allein steht, in freundlicher Verbindung. Zwar darf ichs nicht läugnen, Sie hat oft ihre Launen, oft sehr unfreundliche, und ich muß oft mein Selbstgefühl unterdrücken. Aber zu viel danke ich der mütterlichen Freundin als daß ich nicht gerne nachgeben sollte. — — — — —

Etwas das auf meine Bildung einen nicht ungünstigen Einfluß äußerte, war meine erwachende Liebe zur Dichtkunst, deren ich hier Meldung thue, weil sie mir seither selbst im Publikum einigen Namen gemacht hat.

Es ergiebt sich aus den Nachrichten über meine Vorfahren, daß immer etwas von Versmacherey in unserer Familie sich rührte, und namentlich besitze ich noch von meinem Vater nicht unglückliche Versuche im älteren Styl. — So hatte denn auch ich schon als Knabe mit Grabschriften auf abgemauste Vögel, Glückwünschen an meine Schwestern u. angefangen. — Geßners Idyllen weckten ähnliche Versuche, die besonders Naturbeschreibungen und Landschaftzeichnungen enthielten. — Mehr aber trieb meine Jovialität mich zu allerley Schnurren in Knittelversen, von denen noch Proben von 1792, 1793 u. s. w. vorhanden sind. Mein Bruder war damals Vikar in Sigristwyl, und machte manches fröhliche Liedchen. Das trieb mich noch mehr an. Man schien an dem unnützen Narrenspiele Gefallen zu finden, und so schoß ich meine appollonischen Pfeile überall hin. Hölti, Matthijson und der Almanach der Musen und Grazien vom Invaliden-Prediger Schmied in Berlin¹⁾, waren meine Muster.

¹⁾ Schmidt, Friedrich August, Kalender der Musen und Grazien (von Goethe verspottet in dem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark“).

Daß meine Mädchen nicht leer ausgingen versteht sich. Rosen und Vergißmeinnicht prangten neben meinen Prachtversen in ihren Stammbüchern, und — noch jetzt eben gereicht's mir zum Lachen, als ich nach 30 Jahren die Dinger wieder las. Da war z. B. die Stuber¹⁾ einmal böse daß ich im Scherze ein Mädchen mit rothen Haaren gelobt hatte. Ich beschwor das Ungewitter mit folgendem herzbrechendem Reime:

Sei nicht böse, Rätchen!
Lächle wieder, Mädchen,
's war nicht böß gemeint.
Bloßer Scherz zum Lachen
Kannst dich böse machen?
O — ich hab' geweint. 2c.

So werthlos indeßen alle jene Versuche an sich waren, so waren sie doch wenigstens mechanische Vorübungen auf das Bessere das einst kommen sollte, und wovon wir in der Folge sprechen werden.

Vier glückliche Jahre lebte ich so in Trachselwald, und gewann an vielseitiger Bildung, wie ich denn z. B. hier all mein Französisch gelernt habe, das so tausendfältig im Leben mir nützte. Ich bereitete mich schon auf Ostern 1798 wieder auf Bern in die Vorlesungen zu ziehen — als ein Gewaltstreich kam, der allem ein Ende machte. Die Revolution kam im Merz 1798, und am nämlichen unglücklichen Tage, an dem Bern an die Franzosen übergieng, wurden wir alle samt und sonders vertrieben. Die Unglücks Geschichte jener Tage verdient umständlich erzählt zu werden. Vorher jedoch noch einige Bemerkungen über Trachselwald und mein dortiges Treiben.

¹⁾ Caton Stuber, Gouvernante und Haushälterin, später mit Spengler Dübi in Bern verheiratet.

Aus dem was oben p. 64 gesagt ist, seht ihr, meine Lieben recht wohl, daß meines Studirens eben nicht viel war, woran eines Theil mein allzu lebhafter Geist, andern Theils meine äußere Lage Schuld waren. Indeß war ich in die Theologie eingerückt und mir graute vor den Dingen die nun kommen würden. Aber sonderbar genug sagte dies Studium mir besser zu, als ich erwartet hatte; und als ich einmahl ins eigene Arbeiten kam, so gieng mir erst ein Licht auf. Schon am 17. Aprill 1796 hielt ich meine erste Predigt in Trachselwald selbst; über Joh. VII. 17. Nachdem die anfängliche Angst überstanden, und ich einmahl im rechten Zuge war, gieng die Sache recht gut, und ich sprach klar und frey. Von allen Seiten ströhmte Lob und Preis, und mir wuchs der Muth. Aber auch die heilsame Demüthigung kam nach! Als ich zum drittenmahle predigte, es war in Sumiswald, und der Landvogt, der Pfarrer, und mein Bruder waren in der großen vollen Kirche zugegen — da vergaß der Strudelkopf den Text zuverlesen, und fing gleich nach beendigtem Gebete die Predigt an. — An dem Stehenbleiben der Zuhörer merkte ich bald den Fehler, fuhr aber ungestört fort, verwebte den Text in das Exordium, und hatte so eine wahre Feuerprobe glücklich überstanden. Aber nachher kam die Scham und der Aerger in hohem Maße, und der kaum flüch gewordene Vogel ward vorsichtiger in seinem Fluge. Indeßen ich predigte muthig fort, und bestieg die Kanzeln von Affoltern, Walterswil, Lüzelflüh, Rügsau, Rügsbach, Hasle, Oberburg und Trub. Und durch diese Übung gewann ich Freiheit, Muth, Anstand und Unererschrockenheit; und das Prediger-Studium ward mir je länger je lieber.

Auch Naturgeschichte trieb ich nebenbey. Ich las in Buffon, Baumures Dictionaire d'Hist..nat., sammelte Schmetterlinge, zeichnete und mahlte Vögel und Insekten, und diese Wissenschaft brachte, neben manchen lehrreichen angenehmen Stunden mir auch den kostbaren Gewinn, daß ich durch die naturhist. Systeme die Begriffe logisch anordnen, und so meine Predigten richtig disponiren lehrte. — — — — —

Die Revolution von 1798.

Ich mag nicht hieher schreiben was nicht mich betrifft, und darum nicht Euch meine Kinder angeht. Also von jener unglücklichen Geschichte nur soviel als mich selbst betrifft.

Frankreich hatte bereits das Bisthum Basel inne, und stand mit einer Armee an der dortigen Gränze. Eine zweite lag im Welschland, wo das untreue Volk abgefallen war. Aargau, besonders Aarau, durch eigenen Hochmuth und französische Agenten bearbeitet, war ebenfalls untreu. Die übrigen Kantone, eifersüchtig auf Bern, hoben keine Hand auf zu seinem Schutze; und so kämpfte der Kant. Bern einzig gegen 2 franz. Armeen. Sein unvermeidlicher Fall geschah am 5. Merz 1798.

Die Verwirrung, die Angst, die Unordnung im Volke war gränzenlos. Alles verlor den Kopf, und nahm unsichere, schwankende, nur halbe, oder ganz verkehrte Maßregeln. So giengs in unserem Hause! — Bey uns war noch die Landvögtinn Rodt von Rhon und ihre Tochter, beim Einmarsch ins Pays de Vaud von den Welschen vertrieben, und eine Kammermagd. Einige Fuder Effekten sollten in die Stadt in Sicherheit gebracht werden, kamen auf der vom Auffrieren weichen

Straße nicht fort, mußten zum Theil entladen werden, und was zurücke blieb, ward von den Bauern gestohlen. Was in Bern anlangte ward leider nicht in die Stadt selbst sondern auf eine Campagne gebracht, und dort von den Franzosen geplündert.

Am dritten Merz flüchteten die Damen hinten in die Gemeinde Trachselwald, mit Rudi, dem Silberzeug und — meinem Gelde. Das Volk, durch Lügen und Betrug geblendet, wüthete gegen seine Obrigkeit, die den Herschsüchtigen ein Dorn im Auge war, während andere sich von ihr verrathen, und an Frankreich verkauft glaubten. So kamen Flüche, Verwünschungen, Drohungen gegen meinen Herrn Landvogt von allen Seiten, und ich mußte jeden Augenblick einen Überfall von dem verblendeten Volke befürchten. Obgleich ich nun in meinem Leben nie ähnliches erfahren hatte, mein Muth nie auf der Probe gestanden war, und ich von unserm Hausvolke wenig Hülfe und Trost zu erwarten hatte: so machte doch die Gefahr mich nur entschlossener. Und mußte ich nicht jegliche Hülfe in mir selbst suchen, da ich so ganz allein stand — und beynahe den Kopf allein noch über dem Wasser hielt? Die Frauen waren also weg, die Knechte mit den Fudern in Bern, die Schloßwache bestand buchstäblich aus blinden und lahmen ohne Waffen, zudem meist unzuverlässige Leute, wie sie denn späther auch bey der Plünderung sich thätig genug bewiesen im Zugreifen. Mein guter Herr, durch die grenzenlose Verwirrung über die Gebühr angegriffen, sack im Hypochonder bis über die Ohren, und war nicht einmahl zu der einfachsten und sichersten Maßregel zu bewegen, das Schloß schließen zu lassen. Das alles zwang mir den Muth beynahe auf! Ich machte also

mein Testament in einem Briefe an meine Schwestern, übergab den einer vertrauten Magd, die ihn im Falle ich verunglücken sollte, an (die) Behörde zu liefern hätte, packte meine Siebensachen in meine Kiste, und erklärte nun bei allen Gelegenheiten laut und fest: ich würde meinen Herrn bis aufs Aeußerste vertheidigen, und nur über meinen Leichnam würden die drohenden Schurken an ihn gelangen. Zu dem Ende war ich auch diese Tage her immer mit einem Säbel bewafnet.

Der Sonntag, 4. Merz kam, und mit ihm neue böse Gerüchte, neue Drohungen. Der Aufenthalt unserer Frauen war bekannt, man machte Miene sie in jenem entfernten Winkel zu überfallen und zu plündern; ich rieth also in einem Billet, sie möchten zurücke kehren, wir wollten in Gottesnamen zusammen aushalten, und müßt es seyn, beisammen sterben. So kamen sie am Abend mit ihrem Bündelchen unterm Arm wieder ins Schloß. Ihre zurückgelassenen Effekten wurden von dem ehrlichen Bauer vergraben, und als späther die Plünderer sich auch dort einfanden, kriegten sie nur den Jagdwagen.

Schon am 1. Merz war der Landsturm ergangen und von da an glich das Land einem sturmbewegten Meere, und jeder Mann einer tobenden Welle. Die Regierung war verwirrt, die Zügel ihrer Hand entfallen, alle Bande waren aufgelöst.

Da erhoben denn die Schurken ihr freches Haupt ungescheut. Am 5. Merz, dem unvergeßlichen Unglückstage, erschienen Mittags um 1 Uhr acht bewafnete Männer im Schloße, abgesandt von Weibel Jost in Langnau und Comißarius Röthlisberger von dort mit dem Bescheid: der Landvogt soll innert 2 Stunden Schloß und

Amt räumen, sonst werde er mit Gewalt dazu genöthigt werden! — Ich wollte toben und mich meiner und aller Freiheit und Sicherheit wehren, — aber die Damen waren andern Sinnes. Man versuchte gute Worte, man heuchelte Gehorsam, man bewog mich meine Waffen wegzulegen, man wollte reisen. — Nun, sprach ich, um mich ist's hier nicht zu thun! Wollt ihr Hab und Gut, Leib und Leben nicht achten, so seh es drum! Und so ergab ich mich dem fremden Willen. Aber in mir kochte der grimmige Aerger, und ich lachte und trozte kühn den Burschen unter die Nase, ohne daß diese mehr als Drohungen gegen mich gewagt hätten. Noch jetzt kann ich mich von der Ueberzeugung nicht los machen, daß ein entschlossener Widerstand uns gerettet hätte, zumal eben unsere Knechte zurück waren, und den nämlichen Abend uns in den, vom Felde heimkehrenden Soldaten Hülfe und Schutz geworden wäre. Die müden Pferde wurden von den zurückgebrachten Wagen ab, und an die Kutschen gespannt, wir fuhren ab, und mit Thränen des Jorns im Auge, und Grimm im Herzen nahm ich von Trachselwald Abschied.

In die Kutsche wollte ich nicht. Ich fürchtete Angriffe von den wüthenden Bauern, und wollt freie Hände zu Vertheidigung haben; wie ich denn auch mit Säbel und Pistole bewafnet war, indem ich hinten aufstand.

Wir hatten kaum die Brücke zu Lückesflüh paßirt, als auf einem Wägelchen der Bruders-Sohn meines Herrn, Emanuel Rodt von Rhon, auf uns zugefahren kam. Er war als Artillerie-Offizier im Grauholz gegen die Feinde gestanden, war durch eine Flintenkugel, die ihm vorn hinter der rechten Hand in den Armel fuhr

und den Arm streifte, bleßirt worden, und hatte seine Kanonen erst dann verlassen, als alle seine Kanoniere davongelaufen waren. „Nicht auf Bern, schrie er; dort haufen die Franzosen!“ „Und hier, sprach ich, haust der Teufel.“ So schob ich ihn in die eine Kutsche, kriegte dafür meinen Diszipel neben mich hinten auf, und — eben jetzt fiengen die heimkehrenden flüchtigen Soldaten an auf uns aus der Ferne zu schießen. Eine Kugel flog hart vor meinem Kopfe vorbei — doch — dank der schirmenden Vorsehung — keine traf. — Man hat mir nachher versichert, einer der schießenden habe sich geäußert: wenn er mich nicht hinten auf erkannt und geschont hätte, seine Kugel wäre sicher tiefer gegangen und hätte den verfluchten Kasten nicht gefehlt.

Mit der einbrechenden Nacht langten wie in Engstein an, die todmüden Pferde mochten nicht weiter, wir mußten da bleiben. — Diese Nacht vergeß ich nie! Mit uns langten die Gesandten der kleinen Kantone von Bern her an, und berichteten: Die Franzosen wären dort wirklich eingezogen! — Mich wolte der Gram und die Wuth beynahe ersticken; ich schlich in einen Winkel, und Thränen erleichterten die gepreßte Brust.

Indessen — wie nun das Leben des Menschen ist, ein beständiger Wechsel zwischen Weinen und Lachen — es fehlte auch da nicht an Stoff zum Lachen, der uns wirklich zum wohlthätigen Gegengewicht diente. Da war auch Mezger Baumann von Bern, ein gutmeinender aber einfältiger Kerl, übelhörend und übelredend. Der brachte soviel tolles und dummes Zeug vor, und so im bitteren Ernste, daß wir nothgedrungen oft lachen mußten.

Auch unsere Lagerung war komisch genug. Wir alle in einem Zimmer. Mein Herr und sein bleßirter

Nesse lagen im Bette, die drei Frauenzimmer saßen auf einem Ruhbette, mein Diszipel, ich, zwei Knechte, eine Hausjungfer, zwei Mägde und ein großer Hund lagen auf dem Boden im Stroh!

Am Morgen fuhren wir auf Bern zu. Ueberal auf der Straße weggeworfene Waffen, Habersäcke, Patronen zc. Im Melchenbühl angelangt fanden wir das Haus aufgesprengt, und die vorausgeschickten Sachen geplündert; und bei späterer Nachsichung fand ich daß die dortigen Hausleute richtig auch ihren Theil geholt hatten! Da war also kein Bleiben, und wir fuhren vollends in die Stadt!

Ich war zu Fuße vorausgeeilt um einen Sicherheitspaß zu hohlen. Beim Falken logirte Schauenburg, der fränkische General. Ich hätte vor Schmerz versinken mögen als ich in seinem Zimmer die eroberten Bernerfahnen erblickte.

Doch laßt mich kurz sehn, meine Kinder, über diese betrühte Zeit! Wir vernahmen bald, daß indeßen das Schloß Trachselwald von den Bauern geplündert worden sey! — Indessen da man mit Exekution drohte, so kam manches zurücke. Ich erhielt meine Kiste und auch mein Geld Gottlob unverfehrt wieder, und was nicht eingepackt und gestohlen war, lohnte der Mühe nicht sich zu grämen. Aber der Jammer um mehr — um mein Vaterland, und der Zorn über Franzosen, Bauern, und Demokraten zog mir ein Gallenfieber zu, das in eine Art Wassersucht ausartete und mich lange herumzog.

Ich wohnte nun bei meinen zwei Schwestern. Die Collegia fiengen so gut möglich wieder an, ich studierte und arbeitete, gab mitunter auch Lektionen, z. B. einem Alexander Roverea, der nachher als Oberst in englischen

Diensten in der Schlacht bey Vittoria in Spanien seinen Tod fand. Doch — manum de tabula. Genug von jener erbärmlichen Zeit.

Sigrismyl.

Ein Glück war es für mich damals, daß ich die Muße der Einsamkeit zum fleißigen Studiren anwenden konnte und mochte. Eines Theils waren mir bey meiner Erwählung ins Predigt Amt meine früher versäumten Studien, und die nunmehrigen großen Forderungen an mich mit Centnerlast auf die Seele gefallen, und ich sah die Nothwendigkeit ein, mit rastlosem Eifer zu arbeiten. Und das that ich um so lieber, da mir nun die akademischen Fesseln abgenommen waren, und ich völlig nach meinem Gutdünken arbeiten konnte wann und was und wie ich wollte. So stand ich oft Tagelang unverrückt an meinem Pulte, und erst der Abend rufte mich zum Spaziergange.

Dir, mein Gottlieb, der du auch ein Prediger werden willst, dir zu Lehre und Ermunterung setze ich hier meine Lebensart näher auseinander. Mein erstes war immer Vorbereitung auf den Sonntag und seine Pflichten. Da ich, nach Pfr. Müslins Rath, meist eine zusammenhängende Reihe von Predigten hielt, so versäumte ich keine Zeit mit Suchen. Materie und Textstelle waren schon bestimmt; ich konnte also gleich an den Entwurf oder die sogenannte Analyse. Diese hielt 1 $\frac{1}{2}$, 2, auch mehr Seiten in quarto. Dann ward die Predigt darüber construirt, und nach dieser doppelten Durcharbeitung meines Stoffes, gieng mir die Predigt um so leichter ins Gedächtnis, da ich nie fremde Arbeiten benutzte, sondern immer selbst meinen Stoff verarbeitete. Zum

memorieren nahm ich den Samstag Nachmittag, und bei gutem Wetter immer die freie Natur.

Eine andere wohlthätige Übung hab' ich von Müsliu gelernt: Die Bibel mit der Feder in der Hand zu lesen. Jede merkwürdige, besonders zum Kanzelgebrauche taugliche Stelle ward aufgeschrieben, und oft eine Bemerkung, eine Summa Textus¹⁾, wohl eine kleine Analyse dazu, wie sie eben der erste lebhafteste Eindruck brachte.

Ueberhaupt hielt ich viel auf schreiben. Man hat oft unvermuthet einen glücklichen Einfall; angeregt durch einen Bibelspruch, oder etwas Gelesenes, entsteht die Idee zu einer Predigt und das schrieb ich in eigene Hefte, die ich leider in 8° anfieng, bei vermehrten Kräften und Einsichten aber immer dicker nahm. Sie sind eine willkommene Vorrathskammer wenn Zeiten der Dürre und des Mangels eintreten sollten.

Ich arbeitete auch Döderleins Religions Unterricht nach den Bedürfnissen der Zeit — deutsch von Junge²⁾ fortgesetzt durch; und Niemeyers treffliches Handbuch³⁾. — Ich war mit einem Worte fleißig mit Freuden und mit Frucht!

Auch mit Frucht! Mit unbegreiflicher Freude bemerkte ich nämlich bald, wie mein Geist heller, regsamere, arbeitsfreudiger ward: wie mein Wissen sich mehrte, mein Begreifen klarer wurde, mein Verstand schneller faßte,

¹⁾ Summa textus — Hauptinhalt, Quintessenz.

²⁾ Döderlein, Johann Christoph, Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Nach dem Lateinischen des seligen Herrn Verfassers ausgearbeitet von D. Christian Gottfried Junge. Nürnberg und Altdorf 1803.

³⁾ Niemeyer, August Hermann, Handbuch der christlichen Religionslehre. Halle 1805.

meine Vernunft besser verarbeitete, mein Gedächtniß besser festhielt. Ich gewann so eine gewisse Zuversicht zu mir selbst, die mich in Verlegenheiten rettete, und tausend Aengsten mir ersparte, unter denen ich andere Prediger oft zapeln sah.

Meine Erholung war aber eben so angenehm! Doch muß ich mir sie alle selbst schaffen.

Spaziergänge in der freien Natur! Ich nahm meine Flöte, mein Taschenbuch, Pfeife und Taback mit, war von 2 kleinen Hunden begleitet, suchte mir ein romantisches Plätzchen, mit einer hübschen Aussicht, wo ich mich lagerte, und mit Gesang, Flöte, oder Poesie mich ergötzte. — Oder es galt einen weitem Ausflug, meist um der Naturgeschichte willen. Da besuchte ich die Höhle des berühmten Heil. Beatus: oder die herrliche Gegend zwischen beiden Seen; oder bestieg unsern Grat, Bergli genannt; durchsuchte mit einer Fackel das merkwürdige Schafloch u. s. w.

Meine frühern Versuche in der Dichtkunst nahm ich auch hier wieder vor. Aber durch die herrliche Natur um mich her begeistert, und durch Lektur gebildet, kam auch Besseres zu Stande. O der herrlichen Augenblicke wenn ich an meinem Lieblingsfleck hinter Windigen (Windeck) einem Träumer gleich unter den Buchen herum schlich, das Schreibbuch in der Hand, um etwas von dem, dessen mein Herz voll war, in geregelter Form wieder zu geben! So entstanden meine meisten deutschen Gedichte, die in der ersten Ausgabe von 1806 stehn. Späther nahm mein Genius einen niedrigeren, seinen Schwingen angemessenern Flug, und blieb gerne in seiner Sphäre, dem eigentlichen Volkslied. Und dazu kam ich folgender Maßen. Herr Werkmeister Haller war auf

Besuch mit seiner präsumtiven Braut, Mariane Müsli, der Großtochter des Hauses. Mancherley ward gesungen: so fordert jemand von ihm sein eigenes Liedchen und er sang was folget:

Im Oberland obe
Da steit amen Ort,
Chly höhjer as ds Dörfli,
Am sunnige Bort
Es neu gwättes Hüsi,¹⁾
Chört amene brave Bürli,
So wie ds Hostetli o.

Im Summer trybt ds Bürli
Sns Behli uf d'Alp
De blybe daheime
Ds Mueti un die mer gfaßt.
Si chöme am Sundig
I ds Dörfli, u z'Bredig,
Die Psalmen i der Hand.

Da holt de mys Nenni
Im vordriste Stuhl;
Die Alti bas hingre,
Zu de Wybre gah thut.
A de Flechten is chönne,
Am Chäpli, am Gölle
Wo der Vorlauben ab.

We d' Schnabe versunge,
Posuner gange hei,
We d' Chilcherlüt unge
Und es o mit geit
So lue ni na mym Nenni,
Nam wyßiste Hemli —
Dert geit es — muß ihm na.

2c. 2c. 2c.

¹⁾ „Es neu gwättes Hüsi“. Wätten, wetten — binden, fügen (Stalder, Schweiz. Idiotikon II, 437).

Wer sieht nicht die vielen Fehler im Mechanischen dieses Gedichtchens? Aber wer sieht auch nicht das ganz Wahre, Treffende, Natürliche? Mich ergrif das sonderbar. Weinen und lachen kämpfte mit einander, ich floh in mein Zimmer, lies auf und ab, und konnte nicht ins Klare mit mir selber kommen. Tag und Nacht lag mir im Sinne; und endlich entstand einmahl am Klavier mein erster ähnlicher Versuch: Bueb, mir weh uf ds Bergli trübe, wo Text und Melodie mit einander zur Welt kamen, und von da an blieb diese Gattung meine liebste, und in ihr fand ich was meinem Geiste am Besten zusagte. Die damaligen Zeitumstände brachten manches Lied politischen Inhalts hervor, das aber nur für den Augenblick berechnet war, und darum nicht in die erste Ausgabe aufgenommen ward. — Mehr hierüber könnt ihr in den Vorreden beider Ausgaben lesen.

Auch Musik trieb ich. Ein Klavier stand in meinem Zimmer. Die schwachen Anfänge die ich ehemals auf diesem Instrumente gemacht hatte, verbesserte ich durch fleißige Uebung, und mein richtiges Ohr leitete mich da, wo die Theorie und die Kunst mir mangelte. So entstanden die Melodien zu meinen Volksliedern, die nachher von Herrn Cantor Käsermann¹⁾ gesetzt wurden. Die Melodie zum Muß ist von Werkmeister Haller.

Eine andere angenehme Beschäftigung fand ich im Zeichnen. Aber da meine Vorkenntnisse sich auf das Wenige und Unzweckmäßige beschränkten, was ich als

¹⁾ Käsermann, Niklaus, geb. 1755 in Zegenstorf, gest. 1806 in Bern, Kuhns früherer Lehrer in der sogenannten „Selekt“, die jeden Sonntag nach der Morgenpredigt im Münster sang.

Knabe in der Schule gelernt hatte, und da mir alle Anleitung, Pinsel und Farben zu handhaben abgieng, so konnte auch da wenig gutes entstehn. Meist waren es Vögel und Insekten; aber erst später sah ich gute Muster darinn, und so blieb auch das nur unvollkommen. — — — — —

(Charlotte Masse und ihr Vater. — Die Familie Wäber.)

Herr Masse war geboren 1744, hatte mit seinen Brüdern eine zeitlang ein Seminarium in Bern zur Erziehung junger Patrizier gehalten, war 1784 Pfr. nach Reichenbach geworden. Ein kalter, trockener, steifer Mann, und zum Sterben eintöniger Prediger. Nicht er zog mich an, wohl aber sein einziges Kind, Charlotte, ein liebes, frommes, zartes, sanftes und hübsches Mädchen. Wer mich mit jenem Hause bekannt machte das war, liebe Kinder, eure Mutter, meine herzige Frau; und um Euch das zu erklären, muß ich weit, weit, bis in meine erste Kinderjahre zurückgehn.

Unser waren Kinder damahls 5, denn nur Schwester Salome ist jünger als ich. So mochte denn meine Mutter, die ohnehin keine Hausmutter war, nicht auskommen, und hielt dem kleinen zappelnden Wildfang eine Kindermagd; und die war eure gute Großmutter Weber, damahls ein junges Mädchen Elisabeth Lerch von Rüksau. — Sie heirathete später den Zimmermeister Franz Wäber, und aus dieser Ehe entsproßen der gute Franz, den ihr leider nie gekannt habt, eure Mutter Lise, Onkel Frik, und Tante Marie. — Die gute Mutter hatte eine beständige Anhänglichkeit an uns Kinder, besonders an mich behalten, und so war ich mit Franz der Theologie studierte, und mit Lisen, bekannt, und

eben durch Letztere auf Rotten aufmerksam gemacht, und dort eingeführt worden.

Mir ward es bald sehr warm ums Herz. Ich schwärmte im Stillen und träumte manchen Traum, hielt mich aber immer in geziemender Entfernung, denn mir war immer als könnte ich armer Schlucker mit dieser holden einzigen Tochter nie zusammen kommen. — Bei der ganzen Geschichte war meine Vertraute — Lise Weber, eure Mutter! Sie und Franz wußten um meine Liebe, sie sagte mir wie Rottens Herzens Compasß stand, der fleißig berathen ward ehe man mich wagen lassen wollte. Endlich schienen gute Sterne zu leuchten, und ich war entschlossen, bei guter Gelegenheit mich zu erklären. Da war eine Reise auf Riesens erhabene Pyramide abgeredet; Lise war droben, ich sollte hinüber, und — man hoffte für mich das Beste. Da — — mir treten die Thränen in die Augen ich muß abbrechen — — — — — Da kam die niederschlagende Nachricht R. Rodt mein junger Freund, ist in Genf gestorben! — Ich mußte also hinab zu den tiefgebeugten Aeltern. Man bestieg den Riesen ohne mich, der gelegene Moment war für einmal vorbey, ich kam eine Zeit lang nicht mehr hinüber, und indeßen hatte ein anderer sich in Ihr Herz geschlichen — mit mir war es also aus und amen!

Damahlz und noch späther beklagte ich das unglückliche Zusammentreffen der Umstände: Lise selbst war des Glaubens, daß — wär ich auf den Riesen gekommen, Lotte mein geworden wäre. Wir hielten das also für ein Unglück, zumahl der Erköhrene uns alle keineswegs ansprach. Ich war einmahl mit Franz und Lisen drüben; man machte eine Parthie in das herrliche Rienthal. Aber — hatt' ich bisher meinen Schmerz noch leidlich

verborgen, jetzt wo ich den Erfahrenen in seinem Glücke sah — jetzt ward's mir doch beinahe übermächtig, und ich mag eine — mit meiner sonstigen Jovialität sehr abstechende Rolle gespielt haben. Sie selbst, der meine Gesinnung nicht verborgen geblieben war, hatte inniges Mitleid mit mir. Bei Tische war daher eine allseitige Spannung und Verlegenheit unvermeidlich. Da warf ich einen Blick in ihr frommes Auge, dachte: zum Opfer für dich, du Theure: und stieß auf du und du mit dem Beglückten an! — Ich hatte überwunden, und wir sind seither immer Freunde geblieben. — Sie heiratheten sich aber erst ein Jahr später als ich: unsere Familien waren herzlich vereint; wir viere lebten auf du und du. Lotte ward Mutter zweier Knaben und eines Mädchens, und starb an den Folgen der Geburt des Letzteren. Gerne und wahr ruf ich Ihr nach:

Ego te semper amavi

Et si quid faciam nunc quoque quaeris amo¹⁾).

Indessen, so unvergeßlich die liebe Lotte mir immer bleiben wird, so hab' ich doch seither oft mit voller Überzeugung gesprochen: der Herr hat auch das wohl gemacht! Ich weiß daß ich mit Ihr doch kaum ganz so selig und glücklich gelebt hätte, als mit meiner Lise.

Wie ich aber nun vollends zu dieser kam, wie Sie meine Frau, und eure Mutter ward, das will ich jetzt erzählen. Hatte Sie, treu gegen Lotten und mich, und vorsichtig und klug in meiner Liebe gehandelt, so hatte Sie eben darinn ein großes Zutrauen zu mir an den Tag gelegt. Wie hätte Sie sonst mich ihrer geliebten

¹⁾ Stück aus dem Distichon eines römischen Elegikers:

Ich habe dich immer geliebet,
Und ich liebe dich noch, fragst du denn, wie es mir geht.

Gotte gewünscht? Aber durch das Vertrauen, daß ich in Sie setzte, war ich auch Ihr und Ihrem Herzen näher gekommen; wir hatten uns gegenseitig kennen und achten gelernt.

Und das geschah um so unbefangener, da Lise eben damals auch von einem meiner Freunde mit Ungestüm geliebt wurde; ich also noch keinen Gedanken haben konnte, Sie einst zu besitzen. Je ungestümmer, heftiger und leidenschaftlicher aber dieser Liebhaber sich benahm, desto weniger konnte er Ihrem ruhigen Verstande, und ihrem leidenschaftlosen Herzen zusagen. Und da alle vernünftigen Vorstellungen an ihn nichts fruchteten, so erklärte Sie ihm rund daß Sie die Seine nicht werden wolle!

Franz war indessen, an einem unglücklichen Zufalle, fast in meinen Händen gestorben, und die Mutter, seit 1798 Witwe, verlor an ihm eine tröstliche Stütze. — Mehr von ihm später! —

. Er war geboren (im Jahre 1781.)

Sein Aeußeres versprach gar nichts, besonders stand er auf unförmlichen Füßen unbeholfen da, und wer ihn nicht kannte, hätte ihm kaum angesehen was in ihm steckte. Aber sein guter Kopf verbunden mit einem ungeheuern Fleiß der ihn nie verließ, hatte aus ihm einen vorzüglichen Schüler und Studenten gemacht. — Wenn der lebhafteste Frik sich auf der Gasse herum tummelte, fragten die Buben wohl: wo ist Franz? Daheim! Was macht er? Er liest. — So lautete es immer. Frühe hatte er in eigenen Aufsätzen sich versucht, und die vielen 8^o Bände seines Quodlibet, mit Zeichnungen verziert,

sind euch bekannt. Mit einigen seiner Freunde, z. B. dem jetzigen Herrn Professor Wyß, Pfr. Stirlin und anderen hatte er eine literarische Gesellschaft, die in allerley Aufgaben sich übte. Er hat viel in der Poesie gethan, nur nicht immer mit gehöriger Strenge und Auswahl. In der ersten Ausgabe meiner Volkslieder und Gedichte stehn mehrere seiner Arbeiten, von mir umgearbeitet oder verbessert.

Große Hoffnungen ruhten auf ihm, wenn er einst ins Predigtamt käme. Denn sein unersättlicher Durst nach Wissen, sein unermüdlicher Fleiß, sein trefliches Herz und seine reine Sitlichkeit ließ vieles von ihm hoffen. Er starb im Nov. des Jahres 1805 als Stud. Theologiae, betrauert von allen die ihn kannten und unvergeßen von allen die ihn liebten.

(Der Stecklikrieg.)

Einigen Einfluß auf mein Schicksal hat wahrscheinlich auch folgendes Ereigniß gehabt. Die Revolution von 1798 hatte mir gegen die Helvetik und alles franz. Machwerk einen entschiedenen Abscheu beigebracht, den ich in meiner Lebhaftigkeit auch überall, selbst in meinen Predigten, so unverholen aussprach, daß mein alter Herr oft in tausend Angsten war, ich würde mit militärischer Gewalt abgeholt werden. Zum Glücke waren aber meine Bauern auch meines Sinnes, und die sehr wenigen, die es nicht waren, durften nicht muchsen. Aus diesem Gefühle waren denn auch meine Volkslieder entsprungen. Ich war daher als guter Aristokrat bey den Altgläubigen bekannt und gut angeschrieben, bey den Helveklern (spottweise nannte man sie Höllensfökler¹⁾) verhaßt. Als

¹⁾ Höllensfökler. So ist der Druckfehler „Höllensföcler“ auf S. 20 meines Neujahrsblatts zu berichtigen.

nun im Septemb. 1802 die Gegenrevolution losbrach, ward ich von dem in Oberhofen versammelten Comite, dessen Seele der nachherige Herr Schultheiß von Müllinen war, bald benachrichtigt, ich weckte einige vertraute Bauern zur Theilnahme, durch diese wurden andere nachgezogen; mit einem kleinen Trup stieg ich am Nachmittag den Berg herab, andere folgten, die ganze Nacht dauerte der Zug, und am Ende hatte meine Gemeinde wohl an 50 Mann unter den Waffen. So ward ich manchem Gliede der nachmaligen Regierung bekannt. Als nun späther auch die Oberländer von Brienz und Hasle den See herab kamen, die alten Bernermärzche geschlagen wurden und die alten Fahnen hoch von den Segelbäumen flatterten, da schlug mein Herz hoch auf, mir war ich müßte selbst den Schießprügel ergreifen; ich gieng heim, setzte mich im Garten in meinen Lieblingswinkel, und dichtete ein Volkslied: Der Muz: das so vielen Beifall fand.

Rüderswyl.

Ich kannte den Ort von Trachselwald her, von wo ich den damaligen Pfr. Schweizer, dessen Sohn mein Freund war, oft besucht hatte. Gerade am 5. Merz 1812, also 13 Jahre nach meiner Flucht aus dem Emmenthale, zog ich einsam hin, meine Pfarre zu besichtigen. Mit welchen Empfindungen könnt ihr denken. Damals ein Flüchtiger, mit einem von Kummer und Born zerrißenen Herzen, unter Todesgefahr: jetzt als erwählter Pfarrer, freudig und mit vielen Hoffnungen! Im Wirthshause zu Waltringen fragte ich nach einem gewissen Uhrmacher bey dem ich ein sogenanntes Zeit, eine hölzerne Stubenuhr bestellen wollte. Wie fiels

mir auf's Herz als ich hörte: „Der ist am 5. März 1798 im Felde geblieben.“ — Mit sehr ernstesten Gefühlen setzt' ich meinen Weg fort, und als ich zu Goldbach, jenseits dem Rehrhäuschen, an die Stelle kam, wo eine Flintenkugel so nahe an meinem Leben vorbeigestreifte, (hievorig. pg. 16) stand ich betend stille, und dankte dem Erhalter und Führer meines Lebens; stärkte mich im Vertrauen auf seinen gnädigen Schutz, und faßte Hoffnung und Muth! — Im Mai zogen wir denn alle hin, und Mutter Weber half uns einhausen. Es begann für mich eine fröhliche Zeit. — Mit Lust und Freudigkeit wirkte ich in meinem Berufe: studierte meine Lieblingsfächer, suchte mein Haus und seine Umgebungen aus der großen Verwahrlosung zu heben, in der ich alles angetroffen hatte; besuchte oft meine Freunde und Nachbarn, die Pfr. Steinhäuslin in Sumiswald und Stephani in Langnau, und freute mich herzlich der Schule entronnen zu seyn. Ich wiederholte oft den Scherzreim den ich am Tage nach meiner Erwählung zu einem älteren Collegien gesprochen hatte:

„Ja wohl heißt's jetzt: beatus ille
Der fern von der Eichhornen Trille
Der Schule leben kann!
Er ist ein froher Mann!

Wenn ihr damals — ihr zwei Knaben, manchmal über meine Ungeduld klagtet, und Fritz einmal meinte: „Papas Barometer ist bei beständig höh'n“, so denkt ihr jetzt sicher anders darüber. Ihr begreift daß zwei junge flüchtige Pürsche, die lieber im Krämerhause, oder bei Gallis Mähre, oder Adam Kühne als bei Papas Büchern waren, wohl Anlaß zu Ungeduld geben

konnten. Dabei führten wir doch ein fröhliches Hausleben. Wie oft sangen wir am Clavier leichte Lieder aus dem Mildheimischen Liederbuche!¹⁾ Oder ich saß auf meinem Schemel mitten unter Euch, und strich mit dem Ellstecken auf einem Besenstiel den Bass, während jedes aus euch seine eigene Melodie sang! Und welche Herrlichkeit wenn das neue Jahr seine Bescherungen brachte!

Doch während ihr Kinder sorgenlos und fröhlich lebet, giengs für uns Aeltern nicht immer ohne Kummer ab. Zwar hatten wir, dank der guten Mutter Weber, unsern Haushalt ohne Schulden angefangen und das Haus war mit allem nöthigen wohl versehen. Aber Zügeln, Pfrundkauf, Haushalt, Magd, Kindermagd u. d. gl. forderte doch viel, und oft blickten wir den Quartalen mit Sehnsucht entgegen: oft beriethen wir mit Angstlichkeit: wie solls werden? Ja es kam einmal so weit, daß wir eure Sparpfennige angreifen mußten, was wir aber beim ersten Quartal vor allem aus gewissenhaft ersetzten. — Dennoch waren wir glücklich, und ihr, liebe Kinder denkt sicher so gut als ich, noch jetzt mit Freuden an jene Zeit.

Die Revolution von 1830 und mein Benehmen dabei.

Es ist von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen so viel gesprochen, ich bin dafür so

¹⁾ Mildheimisches Liederbuch von achthundert Gesängen über alle Dinge in der Welt, und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und echter Tugend, die den Kopf nicht hängt, von Rudolf Zacharias Becker. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gotha 1815.

leidenschaftlich getadelt und angefeindet, und so übertrieben belobt, und dadurch so gegen meinen Wunsch berühmt geworden, daß es meiner Familie, ja vielleicht auch meinen späthern Nachkommen nicht unangenehm sehn wird, hierüber Aufklärung und treuherzigen Bericht zu erhalten. Die Zeit von 1798 an ist überdieß von einer solchen unbestreitbaren Wichtigkeit, daß jede Ansicht darüber, auf Erfahrung gegründet, dem einstigen Geschichtsforscher — oder auch bloßen Leser dienlich sehn kann.

Damit ich aber ganz verstanden und richtig beurtheilt werde, muß ich weit ausholen und bei meiner Kindheit anfangen.

Mein Vater war obrigkeitlicher Weibel, und ich zweifle ob einer seiner Collegen mit der aufrichtigen Achtung und Treue der Obrigkeit zugethan war, wie er; obgleich er sich auch von Einzelnen nicht hudeln ließ. Es hatte ihn z. B. einmal ein Glied des großen Rathes sehr geringschäßig bei Gelegenheit eines Auftrages behandelt. Den schriftlichen Bericht darüber faßte mein Vater mit einer solchen ironischen Demuth und Höflichkeit ab, daß jener Herr ihm am folgenden Tage sagte: „Hören Sie, Herr R., Sie haben eine verdammt spitze Feder“. Aber es blieb dabei! —

Seine Liebe zum Vaterlande, seine Achtung vor der Verfassung, seine Anhänglichkeit an die Regierung pflanzte er auch auf seine Kinder über. Alle Jahre einmal, etwa an der Solenität, wo keine Dikasterien¹⁾ sich versammelten, führte er uns auf das Rathhaus,

¹⁾ Dikasterien. — Dikasterion heißt eigentlich Gerichtshof, Gericht; im alten Bern aber wurden damit Kommissionen oder Kammern der Regierung bezeichnet.

von einem Zimmer ins andere, sprach mit solcher Ehrerbietung von der Regierung und ihren Geschäften, daß der Eindruck auf mein Herz tief und unauslöschlich blieb. — War es ein Wunder wenn der Einbruch der Franzosen, der Sturz der Regierung, die Ausplünderung des Landes, die Wegführung des Schazes, der Jubel und Hohn der Feinde u. s. f. mich an den Rand des Grabes brachten?

(Hans Schnell.)

Doct. Medicinae, getauft 1798, Apr. 28. — Besitzer der kleinen Apotheke, und einer Fabrik von Mineralfarben und Firnissen, im Lochbach. 1827 Professor der Nat. Gesch. an der Akademie in Bern. Von allen Schnellen der redlichste! Eigentlich heiter und gutmüthig, oft sogar weichherzig, sodaß er kein Insekt töden kann, führt ihn seine Leidenschaftlichkeit sehr häufig über alle Grenzen, und dann ist Hans das Gegentheil von sich selbst, zumal wo Politik ins Spiel tritt. Dann fährt er blind in alles hinein und über alles hin. Rücksichtslos im höchsten Grade, derb bis zur Grobheit, unbesonnen, mit sich selbst im Widerspruch hat er sich der Feinde viele zugezogen. Wenn Karl im großen Rathe, leise, wie die Rahe, auf sein Ziel zu schlich, so stürmte Hans mit vorgereckten Hörnern mitten hinein! Geblendet von der juridischen Weisheit seines Schwähers (Samuel) und seines Bruders (Karl) wandelte er unbewußt wo sie ihn haben wollten! Hans ward Landammann. Als aber in der Louis Napoleon Geschichte der große Rath nicht so wollte wie diese beiden Brüder, so ließen sie davon und gaben ihre Stellen auf. —

(Schlußbetrachtung über die Revolution von 1830.)

.... Besonders aber war, ohne Prophetengabe das vorauszusehn, daß Kirche und Religion bei solchem Umschwunge nothwendig leiden müßten, und daß der Strohmann der Zügellosigkeit und Unsittlichkeit unaufhaltsam anbrechen würde, sobald die Dämme niedergerißen waren. — Ebenso war ich überzeugt daß die neuen Regenten das Staatsgut mit vollen Händen spendiren, sich selbst aber keineswegs dabei vergessen würden, sobald sie im Besitze der Schätze seyn würden, welche die abtretende Regierung gesammelt hatte. Ich sah, mit einem Worte, kein Heil für Volk und Vaterland bei dieser Veränderung.

Zwar schrien die Demagogen in den Zeitungen, auf den Märkten, in den Wirthshäusern laut genug „Das Volk hat Riesenschritte in der Aufklärung gemacht: es ist mündig geworden, reif zur Souverainität und Selbstbeherrschung“. Aber das war eine große Lüge, und ihre Urheber und Auspender glaubten selbst nicht daran. Denn im nämlichen Augenblick schrie alles ebenso laut: „Die Schulen sind schlecht, das Volk ist vernachlässigt, ihm ist mit Fleiß das Licht der Aufklärung vorenthalten worden: das Volk ist verdummt und verstumpft! &c.“ So sprachen zur nämlichen Zeit die nämlichen Menschen! — Wie ehrlich!! — Ich aber hatte lange genug unter und mit unserm Volke gelebt; ich kannte es nicht nur aus dem Contor oder der Schreibstube, sondern aus der Schule, der Unterweisung, der Kirche, dem Hausleben; ich kannte den Grad seiner Geistesbildung, kannte sein Benehmen in guten und bösen Tagen: kannte das Maß seiner Einsichten und das Ziel seiner Wünsche und konnte mir darum von seiner Mündigkeit keinen großen Begriff machen. Meine

innerste Ueberzeugung war demnach die: „Diese abermalige Revolution kann dem Volke kein Heil bringen, wohl aber viel Unheil“. — Dieß der Grund meiner Handlungsweise! —

Ich handelte dabei wahrlich nicht übereilt, nicht unbedacht. Ich habe lange und ernst überlegt, ob ich es wagen solle, ein Wort ruhiger Vernunft hineinzurufen in den Sturm der aufgeregten Unvernunft! Ich habe mit Thränen Gott gebeten, mein Vorhaben auf irgend eine Weise zu hindern, wenn es unrecht sey! Ich wartete lange ob irgend etwas geschehe das mich abmahnte! Es kam nichts. So brach ich los mit meinem ersten Worte: mein Volk! deine Leiter verführen dich. Aber — ich hatte eben zu lange gewartet! Der Sturm war bereits zu heftig! Ein einziger Brief aus der Gegend von Höchstetten dankte dem Verleger, Jenni, für die Schrift! Aber anonyme Briefe, schimpfende Zeitungs Artikel, ganze Broschures wie: „Hüthe dich Volk, vor den Wölfen im Schafpelz!“ von Carl Schnell, und „eine christliche Antwort an die unchristlichen Verfasser 2c. und andere Kapuziner Büchli“ von meinem Freunde (!) Rasthofer u. d. gl. erschienen sogleich! — Ich ließ sie schimpfen, tröstete mich mit Luthers Wort: „Es ist viel leichter einen ehrlichen Mann zu schimpfen als ihn zu widerlegen“ — und schwieg zu allem. Man zeichnete mir mit Kreide den Galgen ans Haus und schrieb dazu: „Jesuit, Schelm, Jesuit!“ Ich ließ es stehn und schwieg! Den Urheber dieser Niederträchtigkeit errieth ich leicht, und — schwieg! Die Schnelle sind unschuldig daran. Er handelte für sich, und lebt schon lange nicht mehr!

Ich hatte als ein ehrlicher Mann offen gesprochen,

mit Hintansetzung aller Rücksichten auf eigenen Vortheil. Ich wußte ganz gut was ich wagte und thats dennoch, weil ichs für recht hielt! Die Regierung ehrte mich darum. Sie wollte mich an eine eben vakante Stelle am Münster berufen; ja es fielen sogar Stimmen mich zum obersten Dekan zu machen. Ich lehnte es ab, und blieb. Man ernannte mich zum Schulcomißär, und auch das lehnte ich ab. Der Tag der Verfassungs-Annahme kam, und ich gab meine Stimme zu Verwerfung. — Aber von da an enthielt ich mich aller Theilnahme in Wort und Schrift an politischen Gegenständen, mit Ausnahme dessen was Kirche und Schule betraf.

Man hat mir politische Predigt vorgeworfen, hat mich darum vor der Regierung verklagt: ich habe drohende Strafepisteln vom Erziehungsdepartement erhalten und habe mich ruhig verantwortet. Nie habe ich Regierung oder Gesetze angegriffen, aber was im Treiben des Volkes gegen Gott und Recht war, was die Leidenschaft des Hochmuthes, des Haßes, der Rache, was die zügellose Freiheit Böses hervorbrachte, das öffentlich und unerschrocken zu besprechen, hielt ich für Pflicht meines Amtes, und darum that ichs.

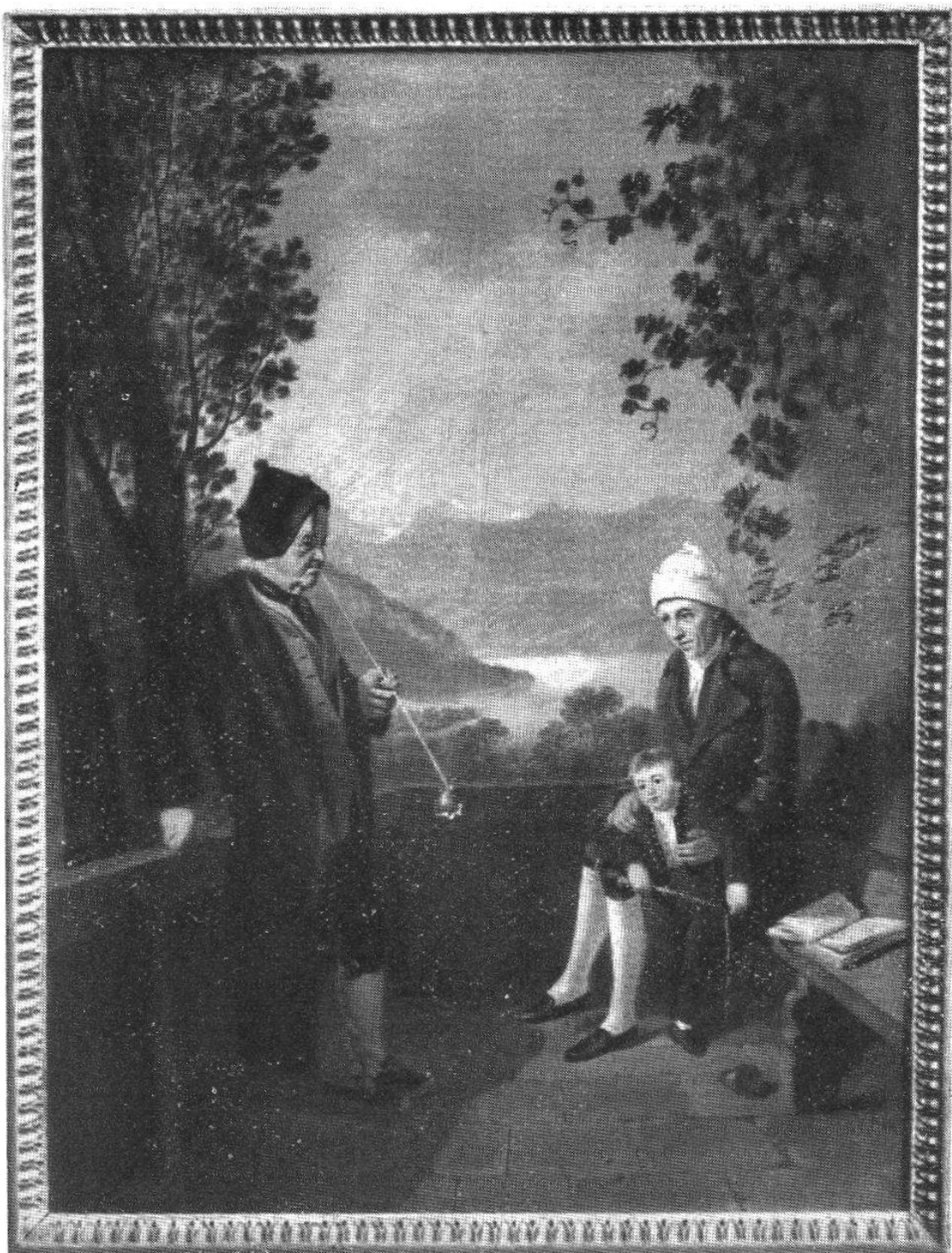
Es sind nun mehr als zehn Jahre seither verlaufen, und wie ist's jetzt? — Viele meiner Befürchtungen sind leider eingetroffen: Zügellosigkeit, Brantweinsaufen, Diebstähle, lebensgefährliche Verwundungen, Todschläge, Mordthaten haben sich gemehret: überall neue Wirthshäuser und Pinten: das Volk in Partheien, die Kirche in mancherlei Sekten zerrißen: die Zeitungen voll Schimpfens und Lästerns und pöbelhaften Gezänks: die Regierung ohne Ansehn und Kraft: die Geistlichkeit mit ihrer Synode, gehemmt und gebundener als je 2c. 2c. Die Schnelle

ohne Ansehn, in der eigenen Stadt vom Herrscherstige gestoßen, und zwar — durch die nämlichen Creaturen, die 1830 ihre Anbeter und Werkzeuge gewesen waren! —

Und ich? Durch meine ruhige Festigkeit sind meine Feinde nicht nur zum Schweigen gebracht worden, sondern sie zeigen mir sogar Achtung und Wohlwollen. Ich kann mit Wahrheit noch jetzt sagen: was ich damals that, reut mich noch jetzt nicht, und ich sage noch einmal, was ich so oft sagte: „Gott sey mir armen Sünder gnädig! Aber Gottlob daß ich nicht zu verantworten habe was diese Revolution hervorbrachte!“

1842. Oct. 25.

G. J. Ruhn, Pfarrer.



Pfarrer E. Rohr,
Münsterpfarrer D. Müsli und dessen Enkel A. K. Haller
auf der Pfarrhauslaube zu Sigriswil.

Nach einem Oelbilde von N. König im Besitze des Kunstmuseums in Bern
[siehe S. 4].